Masken und Maskentreiben in Graubünden

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Romanica Raetica : perscrutaziun da l'intschess rumantsch**

Band (Jahr): **14 (1998)**

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

13. Masken und Maskentreiben in Graubünden

(In: Terra Grischuna, nr. 6, 1978, 330–333)

Was früher war, was heute noch von der ursprünglichen Bedeutung eines Brauches verblieben ist und was in der Zukunft noch vorhanden sein wird, lässt sich im Bereiche des Maskenwesens nur schwer ergründen. Der Brauch des sich Vermummens, des sich hinter mannigfaltigsten Verkleidungsmöglichkeiten und Verfärbungen zu verstecken, reicht in die dunkelste Vergangenheit zurück. Was wir in dieser Hinsicht noch besitzen, ist nur mehr Stückwerk; die heutigen Maskenkundgebungen bedeuten meistens Belustigung und Unterhaltung. Der tiefere Sinn der oft ausgelassenen Kundgebung ist nicht mehr vorhanden. Es gibt in der Schweiz Rückzugsgebiete, die in ihren Brauchtumselementen Hinweise auf uralte Denk- und Empfindungsarten geben. Der Wissenschaft ist es anhand reichen Materials doch gelungen, etwas Licht auf die Anfänge in frühesten Zeiten zu werfen. Man kann sicher annehmen, dass ein Stück Heidentum bis in unsere Zeit erhalten geblieben ist. Die Verbergung des Gesichtes durch Masken, Färbungen und durch andere Mittel sowie die Verkleidung der ganzen Person war einstmals eine weltweite Erscheinung und ist heute noch bei den Naturvölkern Afrikas, Ozeaniens, Amerikas usw. zu finden. Der ursprüngliche Zustand, den man noch heute bei diesen Naturvölkern findet, lässt Vergleiche anstellen mit Brauchtumsrelikten, die bei uns noch vorhanden sind. So ist wohl mit Recht ermittelt worden, dass die Maskenbräuche ursprünglich ausschliesslich magischen und religiösen Ursprungs sind. Dabei spielt der Ahnenkult in seinen vielen Formen und Abwandlungen, aber auch die Vegetationsdämonie eine wichtige Rolle.

Es ist hier nicht der Ort, diese ausserordentlich komplexe Frage der Herkunft, der Entwicklung, des Höhepunktes und des Zerfalls des Maskenbrauchtums zu erörtern. Es wird uns interessieren, in welchem Masse Graubünden in dieses Maskentreiben verstrickt war und noch ist. Spärlich sind jedoch urkundliche Mitteilungen darüber. Die erste frühe Erwähnung über wilde Maskenzüge in Graubünden verdanken wir dem

Glarner Gelehrten *Aegidius Tschudi*. Auf seinen Forschungsreisen hat er auch das oberste Rheingebiet durchstreift. In seinem Jugendwerk: «*Uralt wahrhafftig Alpisch Rhetia*», 1536, beschrieb Tschudi einen Maskenbrauch, den er in Ilanz und Umgebung sowie im Lugnez sah. Wir lassen hier eine kurze Stelle des Berichtes folgen: «. . . zu ylantz/ Lugnitz/ und in der Gruob/ ist der sitt von heydnischen zyten härkommen/ das sy zuo ettlichen jaren gemein versamlungen hond/ verbutzend sich/ legend harnasch und gwoer an/ unnd nimpt yeder ein starcken grossen stecken/ oder knüttel / ziehend also in einer harscht mit ein anndren von eim dorff zum andern/ thuond hoch sprüng/ und seltzam abenthür/ als sy by warheyt veriehend/ das sy soellich sprüng/ nach hinthueung jrer harnisch/ und endung jrs fürnemens/ sollicher hoehe un wyte niendert gethuon moegend. Sy louffend starcks anlouffs in einandren/ stossend und putschend mit krefften/ ye einer an den anndern/ das es erhilt/ sy stopffend lut mit jren grossen stecken/ danenthar werdend sy daselbsszuoland die stopffer genempt/ sy thuonds das jnen jr korn desterbas geraten sol/ haltend also disen aberglouben.»

Das ist die vielerwähnte klassische Beschreibung über das Maskentreiben in Ilanz und Umgebung aus dem Jahre 1536. Später erwähnt auch *Durich Chiampel* den gleichen Passus in seiner «*Rhaetiae Alpestris Descriptio*» mit einigen interessanten Zutaten.

Karl Meuli erläutert in *Schweizer Masken* den Text Tschudis folgendermassen: «Darnach erschienen die Stopfer in Ilanz und Umgebung zur Fastnachtszeit; mit Harnisch, Waffen und langen eisenbeschlagenen Stöcken hatten sie ein wesentlich kriegerisches Aussehen; doch trugen sie auch Masken (natürlich ist nur an Holzmasken zu denken) und hinten, wohl am Leibgurt, grosse 'Treicheln' – *tintinabula*, sagt Chiampel. Ihre 'seltzam abenthür' waren zunächst gewaltige Sprünge, zu denen freilich nur der Zauber des Maskenkleides sie befähigte; im nüchternen Alltagskleid gerieten sie ihnen nicht entfernt so hoch und weit. Diese übernatürliche Steigerung der Kräfte wird genau so von den Perchten des östlichen Alpengebietes erzählt.» – Die Stelle über die Punchiadurs oder Stopfer in

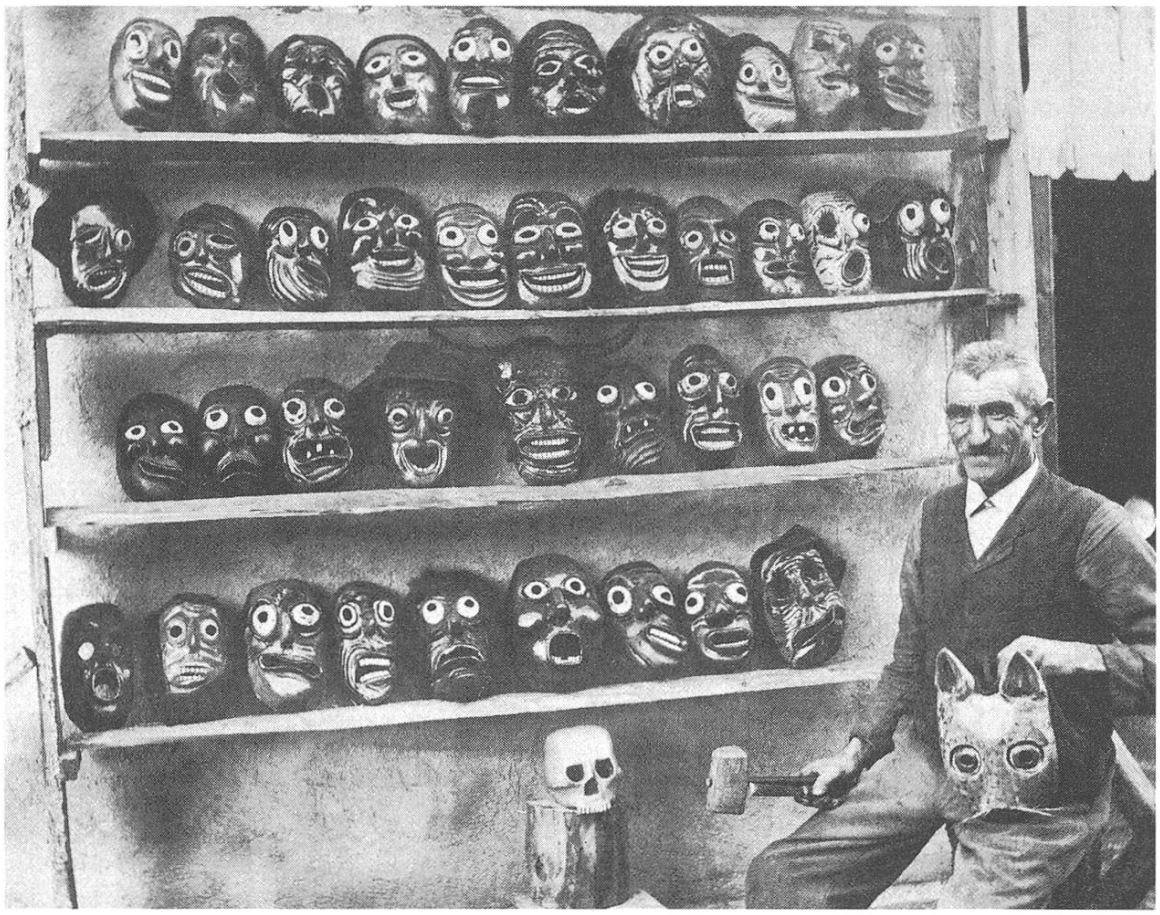
Ilanz zitiert *Dr. Gian Caduff* bereits 1932 in *Die Knabenschaften Graubündens* und vermerkt: «Ob dieser bacchantisch-tolle Brauch ursprünglich einzig und allein den Zweck hatte, das Gedeihen der Saaten zu fördern, ist allerdings sehr fraglich. Die rätoromanischen 'Punchiadurs' können ebensogut eine Kopie oder eine Parallelerscheinung der germanischen 'Perchten' sein, denen nach altem Volksglauben das Recht zustand, die «wilde Jagd» des Totenheeres nachzuahmen. Dass die räuberischen Fastnachtszüge des rätischen Oberlandes auf religiöser Grundlage beruhten, dass ihnen etwas Geheimnisvoll-Dämonisches innewohnte, darauf deutet allein schon der Umstand, dass sie sich in Ilanz und der Gruob bis ins 16. Jahrhundert zu erhalten vermochten.»

Zwei rohe Masken aus Ulmenholz, links eine von Albert Anton Willi, rechts eine neuere von Rinaldo Willi. Es sind angsterregende Larven. Dieser Eindruck wird durch den verzogenen Mund ohne Zähne, durch die trichterartigen Lochaugen und durch die Wurmnase hervorgerufen. Charakteristisch sind die kontinuierlichen wellenartigen Linien der Faltengebung. Die beiden Masken sind im Besitze der Familie Silvester Willi-Saluz, Domat/Ems.

Von weiteren Berichten über altes Maskenwesen ist wenig bekannt. Dass Maskenzüge und -bräuche bestanden, wird im Zusammenhang mit der Ermordung *Georg Jenatschs* am 15. Januar 1639 in Chur ersichtlich. Das im 18. Jahrhundert noch sehr stark verbreitete Spiel zwischen der Fastnacht und der Fastenzeit, *Tscheiver e Cureisma*, ist noch in *Zignau* erhalten geblieben. Am Abend des Fastnachtsdienstages besucht eine Gruppe von acht Jünglingen aus der Knabenschaft die Stuben der Mädchen, die bei der gemeinschaftlichen Fastnacht dabeigewesen waren. Auch die wenigen Wirtschaften werden aufgesucht. Vorerst treten nur der Harlekin, zwei junge Paare und der neutral gekleidete Musikant in die Stuben ein. Der Harlekin ist als Hanswurst gekleidet, die zwei als Jungfrauen verkleideten Burschen tragen Frauenperücken und lange schwarze Röcke, die anderen zwei Burschen erscheinen in Frack und Zylinder. Alle sind gut verkleidet und vermummt, dies gilt besonders für die zwei Jungfrauen. Nur der Harlekin lärmt, die übrigen schweigen. Diese Sechsergruppe versinnbildlicht das heitere, leichtfertige Fastnachtstreiben.

Erst nach dem zweiten Tanz der Paare beginnt der Kampf zwischen der Fastnacht und der Fastenzeit. Unvermittelt treten nun die beiden «Alten», die die Fastenzeit darstellen, zur Türe herein. Die «Alte» (*la Cureisma*) ist schwarzgekleidet. Sie trägt die alte Tracht mit der angestammten Haube auf dem Kopf, in den Händen hält sie ein Evangelienbuch oder eine Bibel. Um den Hals trägt sie eine weite Rosenkranzkette aus lauter kleinen rohen Kartoffeln als Perlen. Unten an dem Rosenkranz hängt ein grosses hölzernes Kreuz. Statt der Kartoffeln hingen früher Schneckengehäuse am Rosenkranz, was die kommende karge Fastenzeit noch besser widerspiegelte. Die «Fastenzeit» mit grauem Haar und grauer Gesichtsfarbe gemahnt uns an den kommenden Aschermittwoch. Sie hat eine schwierige Aufgabe zu erfüllen, deshalb ist sie von der Knabenschaft mit Sorgfalt erkoren worden. Ein gutes Mundwerk ist eine wichtige Bedingung. Der «Alte», der zu ihr gehört, spricht nichts, hat aber eine Schweinsblase, die an einem Stecken befestigt ist, in der Hand. Zwei weitere Blasen stehen ihm als Ersatz zur Verfügung. Er hat die undankbare Aufgabe, die zwei Paare sowie

den Harlekin aus der Stube oder Schenke zu jagen, sobald der dritte Tanz zu Ende ist. Dies geht nicht ohne Kampf vor sich. Die Schläge mit der Schweinsblase haben jedoch magische Wirkung. Grösseren Widerstand leistet stets der Harlekin, der kaum aus der Stube oder Wirtschaft zu treiben ist. Zuletzt muss auch er den kürzeren ziehen. Zuvor springt er im Raum umher, hüpft über Stühle und Bänke, versteckt sich in den Ecken, hinter Möbeln und Gruppen von Anwesenden.



Die vierzig auf dem Gestell zur Schau gestellten Masken wurden vor etwa 50 Jahren von Caspar Saluz fotografiert. Beim Betrachten der einzelnen Stücke ist es nun klar, dass «Nate» nicht imstande war, auch nur zwei gleiche Masken zu schnitzen. Einige Larven sind mit schwarzen Tüchern bedeckt, die eine mit Kuhhörnern versehen. Im allgemeinen sind Nates Masken schreckverzerrt, nur wenige, in der zweitobersten Stellage, mit freundlicher Grimasse versehen. Albert Anton Willi sitzt auf einem Baumstrunk, hält eine Katzenfratze auf dem linken Knie. In der rechten Hand hält er einen Holzhammer und ein Stecheisen. Alle Masken sind sorgfältig und markant gefärbt. «Nate» war sein Übername!

Nun beginnt die Aufgabe der «Alten». Mit rhetorischen Wendungen gemahnt sie die Anwesenden, ein besseres Leben als das bisherige zu führen. Mit Ernst, Witz und scharfem Geist werden vermeintliche und wirkliche Verfehlungen der Mädchen, der Väter und Mütter, der Gemeindevorsteher, selbst des Pfarrers, falls er dabei ist, gnadenlos enthüllt. In ihrer Kritik darf die «Alte» scharf, zynisch, beissend sein. Sie muss aber die Gabe besitzen, die Vorwürfe humorvoll und geistreich zu gestalten, ohne dabei jemanden zu verletzen. Innerhalb dieser kontrastierenden Doppelgruppe trägt sie zum Gelingen der Festlichkeit am meisten bei. Sie muss die von ihr geforderte Genügsamkeit der kommenden Wochen überzeugend und verlockend vor Augen führen können.

Gegen Mitternacht hin erscheint die Gruppe zum letztenmal in einer der Wirtschaften des Hauptortes. Eine grosse Menge hat sich hier versammelt, um der eindrucksvollen Schlussszene zu folgen. Hier wird die *«Cureisma»* ihr Bestes geben müssen, denn unter den Zuschauern sind sicher Vertreter der Behörden dabei, und auch sie werden nicht verschont bleiben. Genau um die Mitternachtsstunde muss das Spiel zwischen Gut und Böse einen jähen Abbruch erfahren. Alles verzieht sich ruhig heimwärts und der Fastenzeit entgegen. Die «Alte» kann sich rühmen, einstweilen das Spiel für sich gewonnen zu haben. Zu Mittfasten aber wird sie von den Nachtbuben in zwei Stücke zersägt, *resgiar la veglia*! Die Waldsägen, die dazu gebraucht werden, sind stumpf, der Ton dumpf, es sprühen Funken. Diese Prozedur soll nach heutiger Sinngebung andeuten, dass auch die Fastenzeit nicht für immer andauern kann. Die Nachtbuben verrichten diese ruchlose Arbeit vermummt. Sie entkommen blitzschnell durch das Dunkel der Gassen. – Statt der «Fastenzeit» (der «Alten»), wurden mit Sägen, die man aus nahe liegenden Holzschöpfen entwendet hatte, symbolhaft Randsteine, Schwellen und Mauerecken zersägt.

Das Spiel der «Fastnacht und der Fastenzeit» war früher allgemeines Brauchtum. Von verschiedenen Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert ist die 1795 in Brigels aufgeführte Fassung ein wichtiges literarisches Dokument. Es streiten da nicht *Tscheiver* und *Cureisma* unmittelbar miteinander, sondern es

wird mittels einer Gerichtsverhandlung nach damals in Graubünden geltenden Rechtsregeln verhandelt. Neben diesem erstaunlich gut erhaltenen Brauch wird Jahr für Jahr noch recht viel unternommen, um die letzten Fastnachtstage zu beleben, fröhlich und unbekümmert zu gestalten. In katholischen Ortschaften des Bündner Rheingebietes sind die Kinder-Maskenumzüge durchaus lebendig geblieben. Die Buben verstecken sich mit Vorliebe hinter weiten Röcken, während die Mädchen alte Bubenkleider aus den Truhen holen. Sie tragen zum Teil selbstgemachte Masken, die jedes Jahr wieder gebraucht werden. In den kleinen Köpfen scheint an solchen Tagen alles drunter und drüber zu sein. Sie folgen einem Tambouren, der auf einem umgestülpten Eimer den Takt schlägt, oder lassen sich von Pfeifern leiten, steigen in Häuser ein, singen, heischen und schreien. Die Kleinen sind überall gerne gesehen. Sie setzen auf ihre Art eine uralte Überlieferung fort. Aber auch Maskenzüge von Erwachsenen gab es noch vor wenigen Jahrzehnten. Sie besuchten nicht nur die Stuben der eigenen Ortschaft, sondern auch die der Nachbardörfer, tanzten in jeder Stube, wo Mädchen waren und zogen dann weiter. Wie berichtet wird, trugen sie auch selbstverfertigte Masken, wohl auch aus Holz und Rinde hergestellte, aber auch geschneiderte, gepappte und mit Wachs überzogene Gebilde.

Wir wenden uns noch kurz einem ausserordentlichen Manne zu, der ganz unabhängig vom waltenden Brauchtum eine grosse Anzahl höchst origineller und künstlerisch wertvoller Holzmasken geschnitzt hat. In diesem Zusammenhang ist es lehrreich zu verfolgen, wie Wissenschaftler, Laien, Käufer, Makler und der Antiquitätenhandel erst allmählich den später so bekannten Maskenschnitzer aus Domat/Ems, *Albert Anton Willi,* richtig kennenlernten und seine Werke zu schätzen begannen. Wohl einer der ersten, der Wesentliches über ihn schrieb, war *Prof. Karl Meuli.* Er versuchte, diesen eigenwilligen Mann einigermassen zu charakterisieren. Dies geschah in seinem 1953 erschienenen Buch *Schweizer Masken.* Eingehender befasste sich der Emser *Dr. K. Jörger-Rageth* mit Leben und Werk Willis in seiner bekannten Abhandlung *«Albert Anton Willi 1872–1954»* (erschienen 1970 in zweiter revidierter

Auflage). In seinem Werk über die Masken untersucht Meuli auch die Holzmasken der Innerschweiz, des Lötschentales, des Sarganserlandes. Er nimmt an, dass auch die Masken noch lebender Schnitzer einer alten Überlieferung folgen, also nicht von den alten Maskenbräuchen wegzudenken sind. Auf die Bündner Masken zu sprechen kommend, bekennt er jedoch: «Ganz anders steht es mit den Graubündner Masken... Das Seltsamste ist, dass Willi an gar keiner Tradition anknüpft. Wohl gibt es noch eine Fastnacht in Ems, aber Holzmasken seit Menschengedenken nicht mehr.»

Als Kleinbauer und langjähriger Weger konnte Albert Anton Willi immer wieder draussen in der freien Natur, längs der Waldwege, faszinierende Verformungen und Launen der Natur an Baumstämmen und -wurzeln beobachten und betrachten. So entstanden in seinen jungen Jahren – über das genaue Wann rätselt man noch immer – die ersten der etwa 400 Masken, die er in 50 Jahren schuf. Solche bizarren Formen der Natur zwangen den wachen Geist eines Willi zu künstlerisch-vertieften Nachschöpfungen. Sozusagen aus dem Nichts schuf er seine naturbezogenen Gebilde. In der fortschreitenden Erkenntnis seiner schöpferischen Fähigkeiten entstanden Masken, die seinem inneren Wesen entsprachen. Als tieferen Beweggrund seines Schaffens wird allgemein seine angeborene Angst betrachtet. Mit seinen furchterregenden Masken wollte er anderen Furcht einflössen, um sich selber von Ängsten zu befreien. Unheimlich für ihn war die Nacht, die Dunkelheit, das Alleinsein, das er an und für sich liebte. K. Jörger äussert sich wie folgt: «Um seine eigene, ihm stets innewohnende Angst zu verhüllen, zu verdecken, war er immer bereit, andere Leute zu beängstigen. Auf dem Maiensäss hat er keine Stunde ohne Gewehr in der Hütte verbracht.» Wenn er auch durch seine Naturhaftigkeit und seine künstlerischen Talente unabhängig von Vorbildern arbeiten konnte, hat er es doch nie ganz unterlassen, sich von den ihn stark beeindruckenden, prägnanten Typen seines Heimatdorfes beeinflussen zu lassen. Eine grosse Hilfe für ihn waren seine eigenen Gesichtsverzerrungen vor seinem Spiegel. Wenn die Gesichtsmuskeln nicht genügten, wurde mit den Fingern nachgeholfen. Er verstand es grossartig, die Schwä-

chen und Ängste des irdischen Daseins in grauenhaften Fratzen festzuhalten.

Willi hat kein Handwerk erlernt. Mit den einfachsten Mitteln, einem Holzhammer, einigen Stecheisen und Messern entlockte er den Hölzern auf der Bank vor seinem Hause, in der Stube, auf der Werkbank, in der Maiensässhütte lebendiges Leben. Seine rohen Holzklötze sägte er sich selber aus geeignet dicken Stämmen zurecht, die er auf dem Gemeindeareal vorfand. Die meisten Masken sind wohl aus Erlenholz geschnitzt, doch verwendete er auch andere Laubhölzer wie Esche, Pappel, Buche und sogar Eichenholz. Neben den vielen verzerrten Fratzengesichtern schuf er auch Tiermasken, Teufelsköpfe, Totenschädel usw. Die Bemalung durfte nicht fehlen, die Glotzaugen wurden weiss angestrichen, die Lippen rot bemalt, die Augenbrauen schwarz, die Gesamtheit der Maske bekam graumattierten Grundanstrich, die Zähne wurden meist aus dem Holz direkt gestochen und geweisst. Die Ausstattung der Masken mit Verkleidungen war nicht seine Stärke.

An einer Maske arbeitete Albert Anton Willi mehrere Tage. Im Winter und bei schlechter Witterung ging die Arbeit ohne grössere Unterbrüche vorwärts. Für besonders gut ausgearbeitete Masken arbeitete er wochenlang. Am Anfang verkaufte er Masken für fünf Franken. Nur langsam steigerte sich der Preis für ein Stück auf 20 Franken, und 30 bis 50 Franken war wohl das höchste, das er je für seine heute so wertvollen Masken verlangte. Willis Masken, *las mascaradas Nate*, sind in vielen Museen zu finden, in der Schweiz und im Ausland, ja bis nach Amerika und Afrika sind sie gewandert. Viele sind in privatem Besitz. Der Wert einer Maske beläuft sich auf 2000 bis 3000 Franken.

So entstand das herrlich-düstere Werk eines Naturmenschen, das sich in die grosse Holzmaskentradition einfügte, als ob es seit Jahrhunderten in dieser Art bestanden und mit den Emser Fastnachtsbräuchen von jeher eine Einheit gebildet hätte.

Erfreulich ist, dass ein Grossneffe Willis, Rinaldo, heute ein bekannter Bildhauer, sich in seiner Freizeit der Maskenschnitzerei widmet. Der nun in Adliswil lebende Künstler schrieb uns am 11. Oktober 1976 einige Zeilen über sein früheres Ver-

hältnis zu seinem Grossonkel «Nate» und seinem eigenen Werdegang. Wir lassen sein Schreiben ungekürzt folgen:

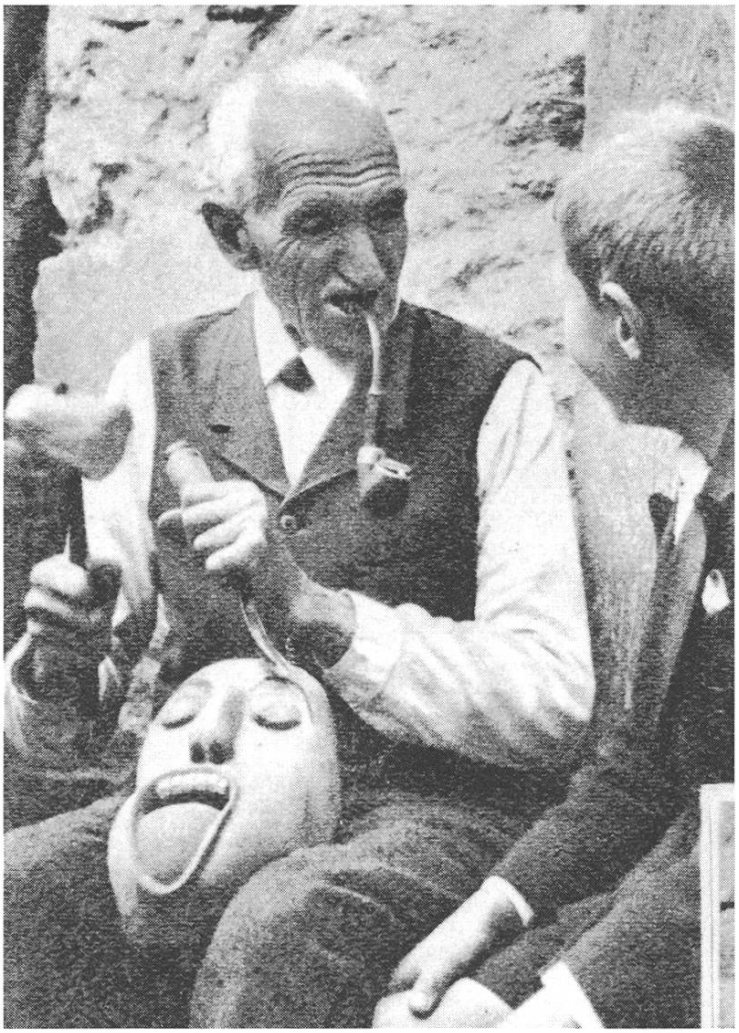
Rinaldo Willi.

«Ich bin am 1. November 1946 in Domat/Ems (Graubünden) geboren, wo ich meine Jugend- und Schulzeit verbrachte. Dass ich mich anschliessend zu einer Bildhauerlehre entschied, hat bestimmt mehrere Ursachen. Eine davon war, dass ich noch als kleiner Knirps Albert Willi bewunderte. Ich fühlte mich hingezogen zu seinem urwüchsigen Wesen, wenn auch manchmal mit Angst oder Respekt, vor allem dann, wenn er ganz plötzlich sein Gesicht zu Fratzen verzog, um zu prüfen, ob die Wirkung seiner Vorstellung entsprach. Bei mir konnte er immer zufrieden sein Gesicht entrunzeln und lachen! Aber auch dann noch sah ich eine Fratze, etwas freundlicher, die Kerben im Gesicht anders geordnet. Es war ein langersehnter Traum, auch einmal mit so wenig Werkzeug Masken schnitzen zu können. Dass ich es heute kann, hat sicher schon in jenen Jahren zu keimen begonnen. Gelernt habe ich es eigentlich nicht. Wenn auch die Bildhauerei mir technisches Wissen mitbringt, ist mir die Aussage einer Maske wichtiger. Und das kann man nur mit Gefühlen miterleben oder interpretieren, nicht mit Worten. Der Nate hat nicht viel gesprochen. Noch oft sehe ich ihn mir durch einen rohen Holzklotz entgegengrinsen und sein Gesicht nach Belieben in Runzeln legen».

Seit der Zeit des ungestümen Maskentreibens in Ilanz und Umgebung aus den Jahren um 1536 bis zu den heutigen Maskenzügen und -bällen ist ein weiter Weg durchschritten worden. Was inzwischen, besonders auf dem Gebiet des echten Maskenwesens, geschehen ist, können wir z.T. nur erahnen. Die Nachrichten darüber fliessen nur spärlich, eher aus Verboten, Ermahnungen und Einschränkungen durch Kirche und Staat als durch genaue Beschreibungen. Der Streithandel zwischen Fastnacht und Fastenzeit ist ein Einzelbeispiel des Überdauerns für unzählige andere Bräuche in unseren Talschaften.

Die Masken «Nates», die ursprünglich unabhängig vom Brauchtum des Dorfes entstanden, aber doch aus einem jahr-

hundertalten Angstgefühl heraus erwachsen, wären, falls die Voraussetzungen des noch lebenden Brauchtums günstiger gelegen hatten, beinahe in das Masken- und Fastnachtsleben von Domat/Ems einverleibt worden. Der alte Maskenschnitzer *Albert Anton Willi* sah immer wieder mit grosser Freude, wenn seine Holzmasken durch kleinere Gruppen in das lebendige Spiel der Fastnacht eingesetzt wurden.



Stundenlang sitzt Anton Willi vor seinem kleinen Haus, lässt seine Phantasie walten und schafft immer neue eigenartige Gesichter.